

11 5 26

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metallarbeiter-
Verbandes

Für alle Jugend-
lichen und Lehrlinge der
Metallindustrie

Nr. 20 · Siebter Jahrg.

Stuttgart, 15. Mai 1926

Erscheint wöchentl. Samstags. Bezugspreis viertelj. 1.50 Goldm. Einzelnummer 15 Goldpt. (nur gegen Voreinsendg. des Betrags). Eingetr. in der Reichspostzeitungsliste
Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase □ Schriftleitung und Versandstelle: Stuttgart, Rüststr. 16. Fernsprecher 8800 □ Postcheckkonto Stuttgart 6803



Singend zieh'n wir aus dem Städtchen, Frei das Herz und leicht der Sinn

Wanderfahrt

Wenn die Arbeitszeit zu Ende,
Rüsten nach der Burschen Art
Samstag alle fleißigen Hände
Zu der frohen Wanderfahrt.
Singend zieh'n wir aus dem Städtchen,
Frei das Herz und leicht der Sinn:
Links die Burschen, rechts die Mädchen,
Und ich selber mitten drin.

Hei, das ist ein fröhlich Wandern!
Wälder, Felder zieh'n vorbei.
Einer sagt es froh dem andern:
Heute, Bruder, sind wir frei!
Weit zurück liegt schon das Städtchen
Und wir wandern froh dahin:
Links die Burschen, rechts die Mädchen
Und ich selber mitten drin.

Singen, Spielen im Vereine,
Rast in kühler Waldesruh;
Und beim hellen Mondenscheine
Wandern wir der Heimat zu.
Singend zieh'n wir ein ins Städtchen
Frei das Herz und leicht der Sinn:
Links die Burschen, rechts die Mädchen,
Und ich selber mitten drin.

Aus „Wir sind Jung!“ Gedichte von Jürgen Brand. Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW. 68.

Das Verbandsbuch ist der beste Wandergesell

Aber nur, wenn es in Ordnung ist!

Jugendlicher! Der Zehn-Pfennig-Zehrlingsbeitrag bietet keine Reiseunterstützung. Darum erwerbe rechtzeitig die Mitgliedschaft in einer höheren Beitragsklasse, damit Du unterstützungsberechtigt bist, wenn Du Deine große Jugendfahrt antrittst.

Jungkollege! Werbe mit dieser Zeitung unter Deinen wandernden Jugendfreundinnen und Jugendfreunden unablässig für den

Deutschen Metallarbeiter-Verband!

Arbeit und Ferien

Man braucht durchaus kein Feind erster Tätigkeit zu sein, ja, gerade wenn man recht tüchtig geschafft hat, dann wird man ihn recht verstehen, den großen, schweren Seufzer, der sich so manchem müden, arbeitsbedrängten Menschenherzen entringt: Einmal so ganz ausspannen! Ehre der Arbeit! In unzähligen Melodien klingt dieser Satz durch das Lied der Menschheit; aber nicht nur im Worte tönt er uns entgegen, sondern die emsig schaffende Menschheit macht ihn täglich, stündlich durch die Tat wahr, und gerade das deutsche Volk darf sich wohl mit als das arbeitswilligste und -freudigste hinstellen. Aber es erklingen freilich auch millionenfach die beweglichen Klagelieder derer, die in der Arbeit auch gar nichts mehr sehen, was ihre Seele freundlich annütet, die in ihr nur noch die quälende, verbitternde Last erblicken, die abstumpft und erdrückt. Und das sind nicht immer die Menschen, die etwa überhaupt jede Arbeit scheuen, sondern solche, für die das Leben eine Arbeit ohne Ende ist, die durch ein Übermaß an Arbeit, die in bitterer Tragik wohl gar noch ihren Fähigkeiten wie Neigungen widerspricht, erdrückt, geschwächt, in ihrem Lebensmilde abgestumpft sind. Wir verkennen den tiefen Sinn des Psalmwortes keineswegs: Wenn unser Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; aber wir verstehen auch den tiefen Seufzer, den jene Frau in Gustav Freytags Roman ausstößt: In meinem Leben ist immer nur Sonnabend gewesen, nie Sonntag!

Ausspannung! Wie eine Erlösung münzt sie der abgeheften Seele. Es mag Ausnahmefällen, wie zum Beispiel Forscher, geben, die einer solchen Ruhe nicht bedürfen. Im Drange nach dem großen Ziele verspüren sie kein Müdigkeit, dem schaffenden Künstler raubt die Muße vielleicht sogar das Glück seines Herzens. Nach solchen Ausnahmen aber darf man den Durchschnittsmenschen nicht bewerten. Dessen Kräfte werden erschlaffen, werden schwächer durch den täglichen Verbrauch an Dingen, die seiner Seele oft keine Teilnahme einflößen und ihr keine neue Ertriebkraft abgewinnen. Das ewige Einerlei des Tages, die gleiche und immer gleiche Beschäftigung schafft seinem inneren Menschen keine neuen Anregungen; sein Körper wird daher schwach, seine Seele stumpf.

Darum haben die Ferien für den abgearbeiteten Menschen einen doppelten Zweck. Er will sich oft zunächst körperlich erholen, im vollsten buchstäblichen Sinne einmal ausspannen, die Eretzmühle des Berufs verlassen. Schlafen, sich von der Sonne beschelmen lassen, sich in freier, freier Luft bewegen, faulenzgen, das alles gehört zum erfolgreichen Ferienleben. Aber auch die Seele will ihre Erholung. Sie will ein Leben führen, wo sie wie die Pflanze in Licht und Luft wieder aufblüht, wo sie ihre geistigen Fühlfäden wieder austrecken kann, wo sie reue Einbrüche erhält und mehr in einer zweiten, schöneren und höheren Welt leben kann. Das wird vielleicht am erfolgreichsten geschehen im vertrauten, häufigen Umgange mit der Natur oder im Verkehr mit andern als den heimischen, altgewohnten Menschen, mit Menschen, die durch eine andere Kultur des Lebens unsere Seele schon anregen und neue Gedanken in Bewegung setzen. Kehrt dann der Mensch in seinen Arbeitskreis zurück, so ist er doppelt gestärkt, und beginnt auch die Arbeitsfron von neuem, so kann er doch manches von dem aufgespeicherten Vorrat in den kommenden mageren Monaten zusehen.

Vielleicht wird man entgegenen, daß es in früheren Zeiten auch ohne Ferien gegangen sei. Gewiß. Aber das Leben ist auch ein anderes geworden. Es ist nicht mehr so geruhlos, so gemächlich wie einst, sondern ist vielfach zu einer Heze ausgeartet. Andere Kräfte werden rascher verbraucht, unsere Nerven mehr geschwächt, als einst, und daher brauchen der ermüdete Leib und die abgestumpfte Seele auch mehr Erholung.

Oder es heißt vielleicht: Im verarmten Deutschland muß an vermehrte Arbeit gedacht werden. Auch das ist richtig. Ohne schwere Arbeit würde in der Zukunft ganz sicher nicht gehen. Aber auch dieser Umstand spricht nicht gegen, sondern für die Ferien. Denn der überarbeitete Mensch schafft nicht die höchsten Leistungen, sondern der ausgeruhte, der, der mit einer gewissen Freude an sein Tun geht. Das ist ein Naturgesetz, wogegen nicht anzukämpfen ist.

Wieder kehrt der Sommer leuchtend ein. Die Erde schmückt sich aufs prächtigste. Alles für den Herrn den Welt, den Menschen. Würde es bald jedem vergönnt sein, in sorgloser Ferienstimmung hinauszuziehen und Leib und Seele in der Schönheit der Welt zu gesunden!

Wie man früher reiste und wanderte

Wer allzeit bei dem Ofen sitzt,
Grillen und die Mälein spitzt
Und fremde Lande nicht beschaut,
Der ist ein Aff in seiner Haut.
(Ulter Heim.)

Wenn die heutige Jugend Wander- und Ferienfahrten antritt, so wird ihr kaum bewußt sein, wiech grundlegender Unterschied zwischen Reisen und Wandern einst und jetzt besteht. Es ist uns zur Selbstverständlichkeit geworden, daß uns die Eisenbahn auf weite Straßen aus der Stadt ins Land oder in fremde Gegenden trägt. Und draußen im Freien haben wir keine Furcht, uns verirren zu können, da uns die Wanderkarte nicht nur jede Landstraße, jeden Flusslauf, sondern auch den unscheinbarsten Feldweg mit all seinen Windungen und Krümmungen aufzeichnet. Wenn auf unseren Wanderfahrten der Tag zur Neige geht, dann öffnet sich uns fast immer eine gastliche Jugendherberge oder ein Gasthaus. Wenn uns nicht die unbekannten Landschaften, fremdes Land und fremde Leute tiefe Eindrücke schenken würden — das Reisen und Wandern selbst hat von seinem Reiz des Abenteuerlichen vieles eingebüßt.

Wie sah es mit den Straßen und dem Verkehr im frühen deutschen Mittelalter aus? Wohl gab es einige große Heer- und Rennwege, die sogenannten Königsstraßen, die ihre Entstehung noch den Römern verdanken. Befanden sich selbst diese Hauptverkehrsstraßen in einem Zustand, der Heiter, Bänderer und Lastwagen nur langsam vorwärtskommen ließ, so waren die wenigen Verbindungs- und Nebenwege noch viel kläglicher. Brücken waren damals etwas Seltenes. Entweder waren die Menschen gezwungen, die Flüsse an seichten Stellen zu überschreiten, oder sie waren an Fährten angewiesen, die meist von hilfsreichen Einsiedlern bedient wurden. Da ist es begreiflich, daß man die Flüsse und Klüften gewässer lieber im Schiff besah, wenn man dadurch die grundlosen Wege umgehen konnte.

Die Verwahrlosung der Straßen war indes nicht die einzige Reisepflege. Die Wirtschaftler und Herbergen waren ungastlich und schmüßig und wer harmlosen Sinnes fürbaß schritt, der mußte gewärtig sein, von Raubrittern, Landstreichern und Wegelagerern überfallen, ausgeplündert und womöglich obendrein noch übel zugerichtet zu werden. So sah man denn auch Herren und Fürsten sowie unternehmende und beherzte Kaufleute in bewaffneter Begleitung reisen. Blütige Streitigkeiten zwischen diesen und den Hünen der Landstraßen waren an der Tagesordnung. Das hatte zu Folge, daß wer nicht unbedingt dazu genötigt war, sich lieber nicht auf der Landstraße sehen ließ, denn selbst sein Leben konnte man damals schon bei einer kleineren Reize riskieren. Erst mit zunehmendem Wirtschaftsleben und verstärktem Abenteuerdrang und Sehnsucht in die Ferne belebten sich allmählich die Landstraßen. Auch Geistliche und Wallfahrer sah man häufig unter den Reisenden.

Allmählich verbesserten sich auch die Unterkunftsmöglichkeiten für die Reisenden. In gastlichen Mönstern und den von diesen errichteten und unterhaltenen Herbergen fanden arme Seimatlose und Pilger Unterkunft, während die Bewohner der Burgen fremde Landfahrer, wandernde Sänger und Spielleute aufnahmen und erquicken. Natürlich je vornehmer der Besuch, um so größer war in Mönstern und Burgen die Gastfreundschaft. Am gepflegtesten waren in jener Zeit die großen Handelsstraßen, so über den St. Bernhard und durch Augland nach dem Orient. Weil es ihren Handelsgeschäften einträglich war, gab die Hanfa für den Ausbau und die Unterhaltung solcher Straßen Mittel her.

Unter den Hossanten der Landstraßen nahmen die fahrenden Leute aus den untern Volksschichten immer mehr zu. Da gab es Menschen, denen die Städte und der bebauten Boden keinen Raum mehr boten und die sich die Landstraße zur neuen Heimat erkoren. Das Umherstreifen und ihre Kreuzfahrten war für sie nicht nur wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern auch Gewohnheit. Vom 13. bis 15. Jahr-

hundert lebten allerlei bunte Vögel in Gestalt der fahrenden Sängers auf den Landstraßen ihr Wesen. Da es damals weder regelmäßige Briefpost noch gedruckte Zeitungen oder gar Telephon oder Telegraph gab, waren sie mit ihren Erzählungen und Liedern, ihren Sagen und Märchen, ihren Berichten über Ereignisse der Zeit die einzigen Nachrichtenübermittler. Sie waren sozusagen die „lebende Zeitung“. Da nur aber nicht immer diesen Sängern der Landstraße etwas zu Ohren kam, so gerieten sie recht oft in die üble Lage, etwas Unterhaltendes, noch ein Dagewehenes einfach zu erkünden. Weil es so gut wie keine Möglichkeit gab, diese Phantasieprodukte auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, so konnten sie ihren Hörern schon recht ausgewachsene Wären aufbinden.

Ein ganz neuer Wandereertyp auf den deutschen Landstraßen bildete sich im 16. Jahrhundert heraus. Wissenabürstige junge Menschen, meistens aus den unterdrückten, armen Volksschichten stammend, oft kaum dem Kindesalter entwachsen, zogen, von einem unruhigsten Wandertrieb angepornt, in die weite Welt. Durchaus mittellos, waren sie auf Warmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit angewiesen. Oftmals zogen sie fernem lateinischen Schulen zu. Die Kleinsten unter dieser mittelalterlichen wandernden Jugend wurden von den Älteren häufig in schamlosester Weise zum Betteln und Stehlen angehalten. So hat es damals bereits ein Jugendbened gegeben, von dem wir heute keine Vorstellung mehr haben.

Allgemein beliebter wurde das Reisen erst im 18. Jahrhundert und als im 17. Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Krieg die Zustände sich wieder besserten, nahm das Reisen einen starken Aufschwung. Das Reisen nahm vornehmlich aus zweierlei Ursachen zu. Die vermögenden Leute reisten und ließen vor allem ihre Jugend reifen aus Gründen der Erziehung und Charakterbildung. Die Vornehmen der damaligen Zeit hielten das Aussehen fremder Menschen und Länder für eine Art Vergnügen, bei dem sie gleichzeitig ihr Wissen bereichern konnten. Anders war es dagegen bei dem werktätigen Volk jener Zeiten. Der Handwerker mußte sich, um Nütziges in seinem Beruf zu leisten, erst gehörig in der Welt umsehen. Und so begnügte man damals häufig dem wandernden Handwerksgehilfen, der bald hier, bald dort bei einem Meister arbeitete, um sein Brot zu verdienen und sich in seinem Beruf zu vervollkommen, und der auf seinen Wanderfahrten seinen Gesichtskreis erweiterte, bevor er irgendetwas als Meister sehaft wurde. Für den Proletarier früherer Jahrhunderte war das Wandern und Reisen also nichts weniger als ein Vergnügen, es war gewissermaßen eine berufliche Notwendigkeit. Daß freilich

nicht immer der Wanderbursche sein erhofftes Ziel erreichte, deutet Friedrich Müldert mit folgendem Reim an:

Der Wanderbursche wollte geh'n
Aufs Wandern, um die Welt zu seh'n,
Von Oberlauerungen,
Wie weit wird er es bringen?

In manchem Volkslied — zum Beispiel: „O Wandern, meine Lust...“ oder „Das Wandern ist des Müllers Lust“ — ist die Romantik der Handwerksburschen und dieses Wanderleben für alle Zeit festgehalten.

Im 17. und 18. Jahrhundert machte der Bau der großen Kunststraßen erhebliche Fortschritte. Und indem die öffentliche Sicherheit zunahm und Handel und Wandel sich ausdehnten, bedürfteten sich immer mehr die Landstraßen, bis dann schließlich die Eisenbahn dem Wandern und Reisen auf Schusters Rappen Abbruch zu tun begann. Ein richtiggehender Walzbruder, der, statt mit der Eisenbahn zu fahren, alles noch „tippelt“, gehört in unseren Tagen schon fast zu den Seltenheiten.

Der Jugend unserer Zeit ist es vorbehalten geblieben, den Reiz des Wanderns auf der Landstraße und in Feld und Wald aufs neue entdeckt zu haben.

S. G.



Das Wandern ist des Müllers Lust, das --

Der Pfingstreiter

Und glihbt im Offen der Purpurschein,
Erweckend die schlummernde Erde,
Dann reitet ein Reiter ins Land hinein
Auf einem goldroten Pferde,
Es wiehert das Roß, und es jauchzet der Mann,
Es blihen die Hufe und Zähne,
Und strahlend flattert und himmelan
Des Pferdes gewaltige Mähne.

Und wallend flattert im Morgenglanz
Und in dem singenden Winden
Um Roß und Reiter ein Blütenkranz
Und grünendes Laubgewinde.
Und Blumen schmücken den blinkenden Speer,
Der friedlich zur Seite geborgen . . .
So sprengen sie über die Fluren einher
Hinein in den dämmernden Morgen.

Der Reiter ruft es und klopf ans Cor,
Und vor dem klingenden Worte
Erschrecken die Leute und fahren empor
Und öffnen Fenster und Pforte,
Und sehn mit verschlafenen Augen hinaus
Und murmeln mit staunendem Munde:
„O Wunder, die Sonne beglänzt unser Haus,
Und pfingstlich bliht's in der Runde.“ . . .

Es küssen die wogenden Saaten den Huf
Und streifen des Reiters Hülse;
Froh lönt aus den Furchen der Wachtel Ruf
Und hebt sich hinauf in die Lüfte,
Die Krähen schreien. Und es rauscht erschreckt
Empor aus Büschen und Bäumen,
Der pfingstliche Reiter hat sie geweckt
Aus dunklen, nächtigen Träumen.

Und weiter geht über Wiesen und Rain
Das fröhliche, weckende Reiten;
In Dörfern und Siedeln geht es hinein
Und wieder in grünende Welten.
Und wo sich verschwisterter Haus und Haus
Zusammengedrückt und beklommen,
Da ruft der Reiter: „Hinaus, hinaus!“
Es sind die Pfingsten gekommen.

Es ist gekommen nach Streit und Schlacht,
Nach den wilden Tagen des Krieges,
In ihrer bunten und herrlichen Pracht
Die köstliche Zeit des Sieges.
Es knirschte der Pflug, und es fiel die Saat,
Und der Schweiß fiel in harter Beschwerde,
Doch der harte Wille wurde zur Cat —
Nun bliht sie empor auf der Erde.

Wir brachen vor ihren Fäusten entzwei
Die braunen, dampfenden Schollen!
Scht, wie aus Brachland und Wüstenei
Die nährenden Keime nun quollen!
Und hat sie einst kalte Vernichtung bedroht,
Und wollten die Stürme sie morden —
Sie sind entronnen dem dräuenden Tod
Und stark im Kampfe geworden!



Es schickt ihre Strahlen mit sprühendem Schein
Rotgoldenes des Morgens Fontäne,
Der Reiter reitet ins Land hinein
Und greift in die schimmernde Mähne.
Und wo die Hufe den Boden gestreift,
So meldet die heimliche Sage,
Da ist eine rote Blume gerast
Noch an dem nämlichen Tage . . .

Aus „Im Strom der Zeit.“ Gedichte von Ernst Proczanz. Diech Verlag, Berlin SW. 68.

Maitraum

Heinz hatte Ostern die Schule verlassen. Im Großbetrieb von Simon & Schmidt hatte er als Schlosserlehrling angefangen. Das gefiel ihm nicht sonderlich. Es war alles so schmutzig und auch langweilig. Und dann dauerte der Tag so lange. Immer wieder dasselbe: Eisen abgraten, Schrauben gangbar machen und alle möglichen Laufzeilen. Nein, sonderlich unterhaltend war das nicht.

Zu Hause war es auch anders geworden. Die Mutter war noch lieb zu ihm, gewiß. Und auch die Geschwister. Aber er wurde doch nicht mehr als Junge betrachtet. Die tägliche Gemeinschaft mit seinen Schulkameraden war zerrissen; auf der Gasse herumhocken mochte er nicht. Und dann war er ja durch die ungewohnte Anstrengung abends so müde, daß er bald einschlief.

So wars gestern Abend gewesen. Da war er am Tische eingeschlafen. Seine Mutter hatte ihn geweckt. Er glockte ihr mit blauen Augen ins Gesicht und ging dann ins Bett.

Heute morgen nun war er zellig munter geworden. Es war Sonntag und er lief in den Wald.

Der Wald war ihm lieb. Als Junge hatte er oft darin gespielt, hatte mit den anderen Jungen darin herumgetollt und kannte jeden Winkel. Es war noch ganz früh. Die Sonne war eben in roßiger Schönheit über die Baumkuppen gestiegen. Er saß an seinem Lieblingsplätzchen, einem alten Baumstumpf, den die armen Leute noch nicht ausgerodet hatten und lauschte den Stimmen der Vögel. Es war ganz still. Kein Mensch in der Nähe. Die jungen Blätter wiegten sich leise im Morgenwind, an den Gräsern blinkte der Tau. Tausendstimmig jubelten die Vögel.

Er schaute unverwandt nach der hohen Buche. Dort sah eine Drossel, die unermüdet ihre heile Stimme erklingen ließ. Er betrachtete ihre grau geprengelte Brust und fand es sonderbar, wie sie bei ihrem Zirkel den kleinen Schnabel aufriß. Ganz vertieft war Heinz in dieses Bild.

Da stand vor ihm ein junger Mensch, kräftig gebaut, im Sportanzug, mit ungeheuren Schuhen an den Füßen.

„Hallo! Du träumst am hellen Tage. Hast du keine Lust, mit mir ein bisschen zu trainieren? Ein kleines Palbes? Oder Lorchschießen?“

Heinz hatte keine Zeit zum Verwundern und fragte mechanisch: „Wo hast du denn den Ball?“

„Ball? Kleinigkeit!“

Damit zog er aus seiner Rocktasche einen Fußball. In der andern hatte er noch einen. Ja, als Heinz näher hinsah, glaubte er, auch sein Kopf sähe aus wie ein Fußball.

Schon hatte der Sportkoll die Fäde abgeworfen und mit ungewaltigen Weinstoß den Ball hoch in die Luft „gepißt“. Die Drossel flog erschreckt davon. Auch die anderen Vögel flogen laut aufsteigend.

Lachend fing der Fußballer den Ball wieder und jagte ihn wieder hoch, so daß es Heinz ganz schwindlig wurde, was den jungen Sports- war aber nicht kümmerlich.

„Hast du nicht Lust, Fußballer zu werden?“ fragte er Heinz, während er immer noch wie besessen den Ball in der Luft herumließ.

Pöblich hoben aus dem Walde noch fünf, sechs andere Jünglinge, die in wilder Jagd dem Balle nachrannten. Mit Geschrei und Reuigen derschwandten sie, ohne eine Antwort auf die gestellte Frage abzuwarten.

„Na, die sind übergeschnappt,“ dachte Heinz. „Und Fußballer werde ich nicht. Das mag gesund sein, wenn man sich Zeit nimmt, aber offenbar bekommt man einen Zinnkel davon.“

Er hatte das leise vor sich hingesprochen, das Gesicht der Erde zugewandt. Als er aufschaute, stand ein junges Mädel vor ihm. Und ohne daß er Zeit hatte erstaunt zu sein, hing sie an zu trällern, wobei sie ihren Kopf merkwürdig schief hielt:

„Wo hast du denn die schönen blauen Augen her?“

Gemaus! wollte Heinz sagen, aber das Mädel sprudelte ihn voll:

„Du Dummküser! Du sitzt hier und glokest in die Welt. Ich war tanzen. Das war fein. Die ganze Nacht haben wir getanzt und Wein getrunken und Aldr. Mein Erich hat mich verfehlt, der frohe Kerl, aber es war himmlisch!“

Heinz verharrte in stummer Abwehr. Das Mädchen schien angetrunken zu sein. Das Kleid war zerknüllt, das Haar verschoben und der Unterröck war vorgegerückt. Sie bog sich vor Heinz im Tanzschritt, legte ihre Körperformen, um ihn zu locken. Kestelte an ihrem Strumpfband und ließ wie zufällig ihr Kleid von der einen Schulter fallen, daß man die weiße Brust sehen konnte.

„Schlafmüde! Godt du noch dort? Sei lieb zu mir. Ich bin müde. Laß mich bei dir niedersinken.“

„Keine Lust!“ sagte Heinz. „Geh weg, du bist mir zu fat. Und riecht nach Schnaps. Ich will kein Tanzanlässe werden.“

Das Mädchen war verschwunden. Dafür stand ein Jüngling da, Strammes Haltung. Knochig. Windjacke, Windhosen, Windmütze, Gatenkreuz. Alles Wind!

„Achtung! Augen rechts! Augen gerade aus! Kerl! Bißsinn, so hier hoden! Gatenkreuz ist Trumps! Schimpf abwachsen vom Waterland! Auge um Auge! Blut muß flieken Knüppel! Republikance werden geküßt wie Kathenau! Judenschweine umlegen!“

„Was willst du von mir?“ fragte Heinz.

„Sollt mitkommen. Eintreten bei Detwolf. Junge Kämpfer ge- braucht. Wollen Waterland rächen!“

„Wie?“

„Krieg! Franzosen auströten. Gott strafe England. Bötsische Bes- tange müssen gehahrt werden!“

„Du willst morden?“

„Bestand muß ausgerottet werden, Judenpack und rote Lumpen.“

„Geh! Ich will kein Mörder sein.“

„Juden Schwein!“

Mit diesem Ausruf zerfloss das Bild. Wieder stand ein Jüngling vor ihm, die Augen zum Himmel gedreht:

„Friede sei mit euch! Amen! Gott sendet dir einen Gruß. Kommi mit mir. Ich will dich in die Gesilde des Reinen führen. Du sollst Gott geweiht sein.“

„Wo ist Gott?“ fragte Heinz.

„Droben im Himmel!“

„Hast du ihn gesehen?“

„Keines Sterblichen Auge kann ihn sehen. Aber wenn du glaubst, wird er dir erscheinen.“

„Ich will nicht glauben. Ich will wissen.“

„Verirres Schaf! Kehre um auf deinen sündigen Wegen.“

„Noch! Sage, warum hat dein Gott mir meinen lieben Vater im Kriege genommen?“

„Gottes Naifschuß ist unerforschlich. Er wollte euch prüfen.“

„Sol! Dazu brauchen wir keinen Gott. Wir sind geprüft genug.“

„Ihr seid alle Geuchler oder Narren. Euer Gott muß sehr ohnmächtig sein, daß er nicht verhindert das tausendfältige Unrecht, das in der Welt ist. Liebet eure Feinde? Und dabei predigt ihr Haß. Liebet euren“

Platten sollen die Bilder sich graben — nein, in die Seele. Im Traum müssen wir Gesehenes schauen können — und auch im Wachen, wann wir nur wollen. Dazu ist ein tiefes Versinken in die Landschaft vonnöten. Viele halten weiter, um rasch wieder neues — um „alles“ zu sehen. Das ist verfehlt. Wir müssen auf „alles“ verzichten und müssen uns fassen an der Schönheit unserer eigenen Welt.

Das will gelernt sein. Mancher verliert ganz einfach die Geduld. Da ist Malen, Skizzieren, auch wenn der Kunstverstand nur gering ist, ein vorzügliches Mittel. Man läßt über keine Dilettantentumst. Schon das kleinste Talent ist genug, um ihm das tiefste Erlebnis Gesehener Landschaft zu verdanken. Das Malen hält fest an der einmal ausgetretenen Stelle. Verbieht jede photographierende Freilichterei. Das Malen zwingt ein oder zwei Stunden wirklich in die Landschaft zu schauen, ohne ihre Schönheit schließlic zur Grundlage höchst persönlicher Träume werden zu lassen. Ungehindert kann uns nicht packen und ein Verlieren in Gedanken, die auch in anderer Umgebung hätten kommen können, vermag uns nicht mehr zu stören.

Am Ende einer großen Fahrt fangen wir an, milde zu werden. Das Neue weckt keinen tiefgreifenden Eindruck mehr. Erinnerungen tauchen auf und mischen sich im Wahren und im Erzählten mit dem Erlebnis von heute. Das ist nicht Abwandern. Das muß so sein. Wir beginnen am „Ganzen“ zu bauen, die Fahrt einzuordnen in die Gesamtheit unseres Lebens. Nicht die einzelne Fahrt als solche muß engültiger Besitz für uns werden, sondern die Fahrt als Teil in der Gesamtheit unseres Lebens. Am Ende der Fahrt müssen wir zu uns selbst erwachen und freudig die Schätze entdecken, die uns fast unbewußt verlebte Tage geschenkt. Die Abschiedsstimmung des Fahrtenendes muß uns unmerklich in die eigene Welt hinüberführen. Haben wir uns bisher entäußert, entleert, um unsere Seele den Welten zu öffnen — so beginnen wir uns jetzt zu schließen, um das zu bewahren, was wir empfangen — und beginnen nach latenten, fast traumhaften Tagen, in uns das Fahrterlebnis als Leben zu schaffen und zu erbauen. Erst wenn die Fahrt wirklich einging in unser Leben und damit in unseren Alltag — war sie mehr als Symbol, mehr als Feiertag — war sie uns „Leben“. Viktor Engelhardt, Berlin.

Vom Jugendwandern

Die Freiheitssehnsucht des Menschen findet im Wandern ihren vollkommensten Ausdruck. Wandern ist Freiheit, Vosgefühlsein von Bitternissen und Klagen des Alltags. Aber immer und immer wieder ist es der Drang nach Freiheit, der sich im hastigen Leben und dem vielen Rücksichtnehmen auf alle möglichen Umstände des täglichen Lebens bemerkbar macht, der die große Liebe zum Wandern verursacht.

Die Jugend hängt am Wandern, denn sie empfindet am meisten die Unbequemlichkeiten und den Zwang. Ihre glühende Freiheitsliebe treibt sie stärker als die Älteren hinaus in Wald, Feld und Berge. Raun sind die ersten Frühlingstage gekommen, so sehen wir die Scharen wandernder Jugend in feinsten Morgenröten die Stadt verlassen. Ganz ohne Aufbruch geht es dabei nicht ab. Zum Norden wandern gehört der unvermeidliche, an langer spitzer Stange getragene Wimpel, der lustig über den gelackten und ungelackten Köpfen flattert. Vor ein paar Jahren gab es wohl unter den Alten noch manche,

Ich hörte kaum, daß der Aufseher mild gähnte und wie immer sagte: „Die halbe Stunde ist auch rum — et geht allens vorüber...“ Ich hörte nicht den harten Schlag des Lores. Ich merkte kaum, wie ich die Treppen der steinernen Feste emporstieg, wie ich hoch oben an den eisenschlagenen Zellentüren vorüberstiege, wie ich in meine Zelle gelangte.

Ich guckte erst auf, als der Stiel eines Schrubberbogens vor meiner Nase auftauchte. Der Stiel stak in einer großen roten Hand, und die große rote Hand gehörte dem Polen Ponstior, dem Kleinen, starkknochigen Sträfling, der im ganzen Hause der Einbrecherkönig hieß, weil ihm von den vier Diebstahlsversuchen genau vier daneben gegangen waren.

Stumpf, gewohnheitsmäßig schrubhte er meine Zelle auf und nieder, es war die Arbeit, die ihm jeden Tag während meiner Freistunde zufiel.

„Wenn Sie die Zelle fertig haben, kommen Sie raus!“ rief der Aufseher durch die Tür, dann hörten wir sein Seitengewehr an den Wänden des Ganges entlang klappern.

Ponstior beugte den Rücken, stützte sich auf den langen Besenstiel und ruhte aus.

Da sah ich dem Kleinen Polen unverwandt in die wasserblauen Augen, schob die Faust wagrecht vor und öffnete sie langsam...

Der Waiskaiser trabbelte ziellos und lebenslustig über meinen Arm. „Ahhi!“ Ponstior starrte einen Augenblick, nahm dann den braunen Gefellen behutsam zwischen zwei Finger und setzte ihn leise auf den Zellentisch. „Ahhi! Kleinerer Kaiser! Schönerr, kleinerer Kaiser!“

Wir hätschelten ihn, mälzten ihn auf den Rücken, freuten uns über die zappelnden Beine, die jarten Füßler, den geschwellten Stachel, richteten den üppigen Wurschen wieder auf und wiesen ihm den Weg um den Tisch.

„Bin ich jetzt auch Aufseherr?“, sagte Ponstior, streichelte den Braunen und ließ ihn im Kreise marschieren wie einen Häftling, immer im Kreise.

die mit Verachtung und absälligen Bemerkungen auf dies bunte Treiben der Jugend herabsahen. Auch heute mag es noch vereinzelt „Waiskaiser“ geben, die sich mit dieser Ungeheuerlichkeit der Jugend nicht abfinden können. Aber wenn sie wahrheitsliebend die Ursache befeuern sollen, dann wird immer ein wenig Neid zum Vorschein kommen, daß solche Freuden in ihrer Jugendzeit ihnen fremd waren. Und doch sollten sie sich über diese Entwicklung freuen.

Das Wirtshaus, der Tanzboden, der Stolz auf vieles Biertrinken und Rauchen, das Herumdürren in dunklen Ecken und Gassen, das war vielfach das „Sonntagsvergessen“ und der „Sport“ ganzer Zeitgeschlechter. Um wieviel ist es doch heute anders geworden. Dabei läßt das Wandern auch seine erzieherischen Wirkungen aus. Wie sehr fördert es den freien und offenen Umgang mit fremden Menschen. Die Sicherheit und Menschenkenntnisse sind Dinge, die der heutige Mensch einfach nicht entbehren kann. Das Auskommenmüssen mit dem Notwendigen und Einfachsten, das mit Freunden beim Wandern gelebt wird, gibt wertvolle Lehren für das Leben. Der freie und ungezwungene Umgang der Geschlechter, wo die Mädchen wie Kameraden und die Jungen nicht wie Kadavere, sondern wie Gleiche unter Gleichen behandelt werden, wirkt stützlich viel erzieherischer als ein Anstands- oder Tanzkurs.

Das Abkochen am Bach, das Weigenspiel unter Lannendächern im Waldesdom, die übermühten Spiele, durch die Kraft und Geschicklichkeit erprobt werden — das alles prägt sich der Jugend in ihrem Frohmüt so tief ein, daß sie noch als gereifte Menschen mit glückstrahlendem Lächeln sich der schönen Zeit des Jugendwanderns erinnern werden. Uns tut ein tägliches Geschlecht not, das dem Kampf mit dem Leben sich gewachsen zeigt. Das Wandern ist ein guter Weg zu Einfachheit und Selbständigkeit, zu Arbeitslust und Arbeitskraft, zu wirklich reiner Freude und der Volksgeundheit. Wer seine Heimat wirklich erwandert, liebt sie. Arthur Müller, Kaiserlautern.

Der gesundheitliche Wert des Wanderns

In der Zeitschrift „Die Jugendherberge“ Nr. 11 werden über das vorliegende Thema recht wichtige Feststellungen gemacht. Entgegen den hier und da auftauchenden Meinungen, daß zum Beispiel die Schüler nach dem durch Ministerialerlaß festgesetzten monatlichen Wandertag im Unterricht unaufmerksam und überanstrengt wären, muß festgestellt werden, daß bei richtig geleiteten Wanderungen, die auf die Leistungsfähigkeit der Schüler Rücksicht nehmen, solche Folgen nicht eintreten. Neben den günstigen Wirkungen der Wanderfahrten auf die Seelen der Schüler sind auch sehr gute Einflüsse auf die Körperbeschaffenheit festzustellen. Ein Schularzt in Dortmund untersuchte 156 Knaben und 34 Mädchen unmittelbar vor und zwei Monate nach einer Ferienwanderfahrt. (Die Nachuntersuchung fand erst zwei Monate später statt, weil man aus früheren Erfahrungen wußte, daß erst nach einer Reihe von Wochen die günstige Wirkung einer Wanderung in Erscheinung tritt.) Die Nachuntersuchung ergab:

	156 Knaben	34 Mädchen
bei		
durchschnittl. Zunahme des Gewichts	1,8	1,7 kg
der Körperlänge	1,8	1,8 cm
des Brustumfangs	2,0	2,0

Diese Zunahmen bedeuten fast das Doppelte des durchschnittlichen Wachstums.

Aber plötzlich machten die sechs Beine halt. Der Kaiser duckte den Kopf, als befände er sich auf etwas Wichtiges, ignorierte unsere Fingerzeige, stellte sich dumm, atmete schwer, pumpte sich praller und voller lockerte die Hügel und keifte brummend durch die Zelle.

Waiskaiser, flüge... piff ich leife.

„Fenster ist auf!“ raunte Ponstior fast entsetzt und rannte zum Gitter wie ein Kind, das um sein Spielzeug bangt. Aber der Waiskaiser war schneller: S!!! schnurrte er in die Sonne hinaus.

Wir standen an den Scheiben, deren Gitter uns den Himmel in neun Vierecke zerschneiden. Unsere Augen starrten in die blaue Luft hinaus. Draußen im Sonnenschein des jungen Tages zog unser Kaiser große, weite Kreise. Die Sonne ließ die Hügel drängen schimmern.

„Ja errr feel...“, stüßerte Ponstior versunken und Sehnsucht leuchtete zwischen den Ähren seiner Schilghaugen hindurch. „Möcht ich sein Waiskaiser! Möcht ich...“

Er brach hastig ab, packte meinen Arm und suchte mit der großen roten Faust durchs Gitter: „Sieh dort! Pshlatreff! Berr-damm!“

Vom Dache des Verwaltungsgebäudes hatte sich ein Vogel gelöst. Es war ein ganz gewöhnlicher, minderwertiger, unterernährter Sperling. Lautlos flog er neben dem Waiskaiser, lautlos und schwarz wie das Schicksal. Dann ein kurzes Flattern, ein scharfes Rufen des Kopfes — und der Waiskaiser schwebte nicht mehr im Morgen-sonnenlicht...

Langsam lösten sich unsere gekrampften Hände, die Arme sanken schlaffer und Ponstiors Augen blickten wieder wässrig-blau, sehnsuchtslos. Er grinste breit und unbefimmt und drehte den schlupfassen Kopf ins Zellentüfel zurück.

Wagte ihm vor dem Leben da draußen? Vor dem Leben, in dem er keinen rechten Platz finden konnte und in dessen Trübel er der Schwächere war, wie der Waiskaiser? ...

Auf der Dachrinne drüben saß der Sperling wie ein formloser schwarzer Punkt und zerkbakte den prallen Waiskaiser.

Robert Gröbisch.

Mein Verbandsbuch

In braunem Umschlag, schwarzem Rückenband und mit dem welchen Einleit vorn auf liegt es vor mir. Etwas abgegriffen schon durch die 6 Jahre, die es mit geht.

Unwillkürlich greife ich nach dem alten Bekannten, Blätter von Anfang bis Ende, wobei ich einen Teil meines Lebens nachlese. — Als der Betriebsvertrauensmann nach Beendigung der Lehre zu mir kam, hatte ich wenig Lust zum Eintreten — ich wußte ja nicht, daß es mein Freund war, der Verband, daß ich von nun an mit den Allen ums Dasein ringen sollte. — Leider fehlt es auch jetzt noch sehr viel an der Aufklärung für die jungen Arbeiter.

Wie bei jedem Mitgliedsbuch auf der ersten Seite Name, Beruf, Geburtstag und Ort, Eintrittsdatum und Stempel. Die Mitgliedsnummer über 4 Millionen. Viel tausend Menschen habe ich schon aufgenommen gesehen. Eine Menge von 4 Millionen kann man mit dem Auge nicht mehr erfassen. Ein unfassbarer Begriff. Den Wahlsstempel, Mitgliedsnummer, sechs Stellen voll Markenselder. Zahlen funkturbunt: 4, 19, 41, 70, 120, 300 M, von 700 bis 25 000 steigt es. Man trägt ab: 400 T, 800 T M, 5 M, 18 M — 45 M. Man denkt man, aber Millionen waren es. Dann Marken mit Aufdruck: Erwerbslos, ganz schwarz, wieder einige 0,75 M, wieder schwarz, fünf Reihen 3,50 Franken, einige schwarz, zu 0,90 M dann, bis die letzten mit 1,20 M stehen. Ein Stück Weltgeschichte erlebt man noch, rasende Inflationszeit mit Verhandlungen und Versammlungen, mit riesigen Zahlenwesen, Reinen nach wenig Brot und Ausstrich, um nicht wieder wertloses Papier in den Händen zu haben. Lebensgeschichte mit Streik, Erwerbslosigkeit und Fortwandern. Verbandsgeschichte mit immer neuem Anziehen der Weiräte. Der Zeit gerecht zu werden, den Kollegen in ihren Kämpfen, Ringen und Nöten zu helfen und um aufzubauen für eine kommende bessere Zeit.

Inmitten, Anmeldeungen — Adressen für Unterstützung — wieder Lebensgeschichte. Fünf Wochen Streik, Wandertage, Lokalgewerkschaft. Runt rührt sich Stempel an Stempel, Sachsens an Thüringerstädte, Hessen an Rheinland und Mosel, an Saargebiet. Dann ein Aussehen, wieder Streik, Maßregelungs-, Krankheits-, Wanderschaftsunterstützungen, die ich bekam. Imunter führen die Namen nach den Alpen, München, Nürnberg, Passau, die Weser entlang — Bremen, Hamburg, Kiel. Da oben gab es gute Lokalgewerkschaften — alleingesehene Arbeiterklasse. Im Geiste durchfliegt man die Gegenden wieder, wo der Arbeiter feststeht, wo noch jäh gerungen werden muß, wo durch Beschlagen und Zerspaltenfein der Arbeiterklasse neu aufzubauen ist. Die Front der Unternehmer darf den Arbeiter nur unter einem Banner stehen sehen, und dies ist rot, heißt Kampf. — Weiter ein Stempel Wiesfeld — Wohnkämpfe dort, Einstellungsperre, vernichtetes Kössen. Dann Ruhrindustriegebiet mit seiner Erwerbslosigkeit, seinem Massenelend. Woher Erwarten dann bei Nachen Arbeitsaufnahme. Die Zahl der Beiträge steigt und erhöht sich doch nun schon wieder von Erwerbslosengebieten. Wie lange noch und es kommen neue Namen durchwanderter Städte und Lande, bis es neu gelingt, Arbeit zu haben. Man hat es lieb, das Wücheln, und legt es behutsam wieder auf seinen Platz. Willy Friedrich.

Fahrtpreisermäßigung

Im Vorjahr schraubte die Verwaltung der Staatsbahn das Fahrgehalt für Jugendfahrten von 50 auf 66 2/3 vH des üblichen Fahrpreises. Eine reaktionäre Maßnahme, die der Jugend sehr schadet, und die wenigen Mark Mehreinnahmen werden die Staatsbahn nicht gerettet haben. Alle Freunde und Sachwalter der Jugend sind Sturm gelaufen gegen diese Verteuerung. Zuletzt hat sich auch das Reichsministerium des Innern der Sache annehmen müssen und hat wiederholt mit den Eisenbahnbehörden verhandelt. Jetzt endlich ist es gelungen, den Fahrpreis wieder auf die alte Höhe, das ist die Hälfte des üblichen Fahrpreises, festzusetzen. Die Verbilligung ist schon am 1. Mai in Kraft getreten. Möge die Jugend einen recht regen Gebrauch davon machen können.

Erweiterter Beirat

Der erweiterte Beirat unseres Verbandes tagte am 22. und 23. April im Leipziger Volkshaus. Er nahm Stellung zu den Unterstützungen des Verbandes, zur Wahlordnung für den Bremer Verbandstag, zu Berufs-konferenzen, zu den mit der Krise und den Arbeitslosen zusammenhängenden Fragen und den tatsächlichen Maßnahmen, die der Verband in der nächsten Zeit zu treffen hat.

Aber die Wahlordnung zum Bremer Verbandstag sprach Kollege Reichel (Stuttgart). Nach längerer Aussprache wurde das seitherige Wahlregime mit der Einrichtung der Mehr- und Minderheitsstimmen unverändert angenommen. 188 Vertreter sind zu wählen und die Wahl findet Sonntag den 20. Juni 1926 statt. Die Bestimmungen über die unzulässige Wahlagitatorik wurden verschärft. Grund hierzu waren die Erfahrungen, die im letzten Wahlkampf zur Kasseler Verbandsversammlung gemacht wurden.

Im zweiten Punkt der Tagesordnung wurde Stellung zu den Unterstützungen des Verbandes genommen. Als Vertreter des Vorstandes sprach der Kassierer Kollege Schäfer (Stuttgart). Nach dem Vortrag fand eine kurze Aussprache statt und der Wille des Beirats fand keinen einmütigen Niederschlag in folgender

Entschließung

Der erweiterte Beirat beglückt, daß die am 1. Januar 1926 eingetretene Beitragserhöhung in allen Verbänden gebieten und ohne Mitgliederverluste trotz schwerer Wirtschaftskrise durchgeführt werden konnte. Diese Tatsache bekräftigt die Solidarisität der Gesamtmemberschaft und steigerte die Leistungsfähigkeit des Verbandes. Konnte der DVB bisher jedem Mitgliede die Auszahlung der ihm zustehenden Unterstützungen gewährleisten, so muß diese Sicherung auch für die Zukunft gegeben sein. Der erweiterte Beirat stimmt der von Vorstand und Ausschuss zum 1. April 1926 vorgenommenen Erhöhung der Unterstützungen für streikende und gemächerte Verbandsmittglieder zu. Angesichts der anhaltenden Krise, deren Dauer noch nicht abgesehen werden kann, ist zurzeit von einer Erhöhung der Erwerbslosenunterstützung abzusehen. Der erweiterte Beirat geht einig mit dem Vorstand und dem Ausschuss, die Kampfkraft und finanzielle Leistungsfähigkeit der Organisation auch weiter zu erhalten. Er erwartet dabei, das Verständnis und die Unterstützung aller Verbandsmitglieder zu finden.

Die Sitzverlegung unseres Verbandes von Stuttgart nach Berlin wurde gründlich erörtert. Das Referat zu diesem Punkt hielt Kollege Brandes (Stuttgart). Dem Bremer Verbandstag wird ein Antrag des Vorstandes auf Sitzverlegung unterbreitet werden. An die Sitzverlegung soll erst gegangen werden, wenn der Verband wieder zu statutenmäßigen Unterstützungen übergehen kann.

Aber Krise, Arbeitslosenproblem und Verbandsaufgaben sprach Kollege Dismann. Er schilderte die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich für den Verband als Deutschlands elender wirtschaftlicher Lage ergeben haben. Die Sicherung der Arbeits- und Wohnbedingungen erfordert die gesamte Kraft des Verbandes. Der Sturm der Unternehmer ist stark, glauben sie doch, in dieser Krise die Arbeiterklasse unterdrücken zu können. In der Aussprache wurden die Ausführungen des Vortragenden durch Schilderungen aus dem Verbandsgebiet unterstrichen.

Die Jugendfrage wurde auch erörtert. Es wurde verlangt, den Lehrlingen die Möglichkeit zu geben, ihre 10 Pf.-Beiträge bei der Unterstützungsberechnung in Anrechnung zu bringen. Ferner wurde eine Konferenz der verantwortlichen Jugendleiter im Verband gewünscht, und zwar noch vor dem Verbandstag, damit die Jugendanträge vorbereiten werden könnten. Der Vorstand gab hierzu die Aufklärung, daß eine Jugendleiterkonferenz schon lange geplant sei, hingegen könnten die Leistungen für den Jugendbeitrag von 10 Pf. nicht erhöht werden. Den Lehrlingen soll immer empfohlen werden, baldmöglichst in eine höhere Beitragsklasse einzutreten, dadurch sicherten sie sich höhere Rechte und Ansprüche. Die 10 Pfennigklasse sei nur für die ganz jungen Lehrlinge, die fast keine Entscheidung erhalten.

Nach Erledigung verschiedener Wahlen für den Verbandstag und Statutenberatungskommission wurde die Beiratsitzung mit aufmunternden Worten geschlossen.

Schriftenschau

Wanderliederbücher. Jetzt zur Wanderzeit wird überall gesungen und gepflegt. In die Hand aller gehört ein gutes Liederbuch; es werden viele Bücher angeboten, aber nur wenige entsprechen höheren Anforderungen. Empfehlend hingewiesen sei daher auf das „Jugendliederbuch“, das 200 Lieder in guter Auswahl enthält, darunter auch die neuesten Wander-, Jugend- und Kampflieder. Der Preis des umfangreichen Heftes beträgt kartoniert 40 Pf., in Ganzleinen 80 Pf. Für die Beliebtheit dieses Buches spricht die hohe Auflage von 350 000, eine neue Auflage, die 351 000 bis 400 000, befindet sich in Vorbereitung. — Ein zweites, weit umfangreicheres Liederbuch enthält auch die Noten aller darin befindlichen über 300 Lieder nebst einer einfachen Lauten- und Gitarrebegleitung; es ist das „Volkslied für Heim und Wanderung“ von Herrn. Börs. 320 Seiten stark, kartoniert 1,75 M., gebunden 2 M., in Ganzleinen 2,75 M. Auch dieses teurere Liederbuch liegt bereits in einer Auflage von 74 000 vor, was Kunde gibt von seiner großen Brauchbarkeit. Diese Bücher sind durch jede Buchhandlung zu beziehen, wo nicht, direkt vom Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart

Mit Sonntag dem 16. Mai ist der 21. Wochenbeitrag für die Zeit vom 16. bis 22. Mai 1926 fällig.

Gestohlen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 5.094.967, lautend auf den Metallarbeiter Max Schiebel, geb. am 12. August 1889 zu Glasbach. (Ahdolfsstadt.) Stuttgart, Adelsstraße 16. Der Verbandsvorstand.

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Adelsstraße 16